

eigentlich leer sein.«

»Und?« Ich spähe nervös in die Gasse hinaus. Wir haben keine Zeit für so was.

»Und«, gibt sie zurück, während sie in einen Ballen hineingreift, »ich möchte wissen, was sie zu verbergen haben.« Als sie die Hand wieder herauszieht, hält sie eine dunkle Glasflasche darin. Grinsend zieht sie den Korken heraus, nimmt einen Schluck und erschauert.

»Tennessee-Whiskey!«, jubelt sie.

Chef springt zu einem anderen Ballen, gräbt mit ihrem Messer und fördert zwei weitere Flaschen zutage.

Ich widme Sadie meinerseits ein Knurren. Tennessee-Whiskey, damit kann man während der laufenden Prohibition ein hübsches Sümmchen verdienen. Und diese kleine Monsterjagd-Unternehmung kostet Geld.

»Wir nehmen so viel mit, wie wir tragen können, aber wir müssen uns beeilen!«

Ich blicke auf den toten Ku-Klux hinunter. Die knochenbleiche Haut des Monsters wird bereits grau. Schuppen lösen sich ab, schweben wie Papierasche in die Luft und verwandeln sich vor unseren Augen in Staub. Das passiert mit den Ku-Kluxen, wenn man sie umbringt: Die Leiche zerbröseln einfach, als ob sie nicht hierhergehört – was sie *nicht* tut, das versichere ich dir. In rund 20 Minuten findet man hier kein Blut, keine Knochen und auch sonst nichts mehr – nur Staub. Da kommt man sich vor, als kämpft man gegen Schatten.

»Brauchst du Hilfe mit ...?« Chef macht eine Handbewegung zu dem toten Ku-Klux hin.

Ich schüttele den Kopf und hebe mein Schwert. »Holt ihr den Laster. Nana Jean wartet schon. Ich kümmer mich um das hier.«

Sadie schnaubt. »Das ganze Gewese wegen 'nem Hund, und hier zuckst du nicht mal mit der Wimper.«

Ich sehe ihnen nach, dann richte ich den Blick wieder auf den toten Ku-Klux. Sadie müsste es besser wissen. Der Hund hat niemandem was getan. Diese Gespenster hingegen sind böse und müssen weg. Da hab ich gar keine Gewissensbisse. Ich hebe mein Schwert und lasse es kraftvoll niederfahren, womit ich den Unterarm des Ku-Klux am Ellenbogen abtrenne. Blut spritzt mir entgegen, zerfällt aber sofort zu Staubpartikeln. In meinem Kopf hebt erneut der Gesang schon lange gestorbener Sklaven und gefesselter Häuptlinge an. Ich ertappe mich dabei, wie ich mitsumme und mich dem Rhythmus meines singenden Schwertes hingebe, als ich mich an meine grausige Arbeit mache.

Zwei

Der Lärm von der Parade verklingt, als wir die Innenstadt Macons in unserem ramponierten alten Packard verlassen, mit seinen verblassten grünen Türen, dem rasselnden Motor und den notdürftig zusammengeflackten Reifen. Aber Chef behauptet steif und fest, dass er ebenso gut läuft wie die neueren Laster. Sie sitzt am Steuer und füllt die Fahrerkabine mit dickem, nach Eiche duftendem Zigarettenqualm.

»Wie kommt's eigentlich, dass ich immer in der Mitte sitze?«, beklagt sich Sadie. Sie ist zwischen uns eingeklemmt, ihre Winchester zwischen den Knien. »Und warum darf jedes Mal Cordy fahren?«

»Weil ich die Älteste bin«, erwidert Chef um ihre Chesterfield herum.

»Na und? Ich bin seit letztem Monat 21. Sechs Jahre mehr machen auch nichts aus.«

»Wie wär's dann hiermit? Ich war drüben in Frankreich die Fahrerin. Und wenn ich deutschen Minen ausweichen kann, dann auch Macons Schlaglöchern.« Sie lässt den Laster schlingern, um ihren Worten Nachdruck zu verleihen.

»Na, und warum kriegt Maryse die Tür? Sie ist nur vier Jahre älter als ich.«

»Vielleicht weil ich mich nicht aus dem Fenster hänge und auf Kaninchen baller?«

Sadie verdreht die Augen. »Erst 'n Herz für Hunde und jetzt noch für Kaninchen.«

»Kannst ja auch hinten mitfahren.« Chef zeigt mit dem Daumen zur Ladefläche des Lasters, dessen hellbraunes Verdeck sich auffallend wölbt. Sadie brummt, sitzt zusammengekauert da und macht ein elendes Gesicht. Niemand will bei dem sein, was wir gerade befördern.

Ich blicke aus dem Fenster und lese die Reklame, mit der die Hauswände der Innenstadt Macons tapeziert sind. Ein Plakat wirbt für *Wrigley's Spearmint Chewing Gum*. Auf einem anderen ist der *Uneeda-Biscuit*-Junge in seinem gelben Regenmantel zu sehen, der seine Kiste Cracker trägt. Mein Blick bleibt jedoch an einem haften, das eine ganze Gebäudeseite einnimmt. Es zeigt zwei Soldaten aus dem Bürgerkrieg – einen in Blau, den anderen in Grau –, die unter einer protzigen amerikanischen Flagge Hände schütteln. *D. W. Griffith präsentiert*, steht dort in Rot gedruckt, dann in großen weißen Lettern: *Die Geburt einer Nation*. »Kommen Sie und sehen Sie die Neuveröffentlichung des Films, der das Land in Begeisterungstürme versetzt hat!«, lautet eine Überschrift. »Sonntag, auf dem Stone Mountain!«

Sadie beugt sich über mich und streckt sich aus dem Fenster, um dem Plakat Flüche entgegenzuschleudern.

Kann ich ihr nicht verübeln.

Weißt du, der zweite Klan wurde damals am 25. November des Jahres 1915 gegründet. Wir nennen das den D-Day, oder die Devil's Night: Da haben sich William Joseph Simmons, eine gewöhnliche alte Hexe und 15 andere auf dem Stone Mountain östlich von Atlanta getroffen. In Geschichten heißt es, sie hätten aus einem Buch mit

Beschwörungen gelesen, geschrieben mit Blut auf Menschenhaut. Dafür kann ich meine Hand nicht ins Feuer legen. Aber sie haben die Monster heraufbeschworen, die wir Ku-Kluxer nennen. Und alles ging mit diesem verdammten Film los.

Die Geburt einer Nation beruht auf einem Buch. Eigentlich auf zwei Büchern: *The Clansman* und *The Leopard's Spots*, verfasst von einem Mann namens Thomas Dixon. Dixons Vater war ein Sklavenhalter der Konföderation in South Carolina. Und ein Hexenmeister. Ich hab gehört, ein Haufen hoher Tiere der Konföderation haben sich mit der Hexerei beschäftigt. Auch mit finsterem Zeug. Jeff Davis, Bobby Lee, Stonewall Jackson – alle mit noch Schlimmerem als dem Teufel im Bunde.

Der erste Klan fing nach dem Krieg an. Nathan Bedford Forrest – ein weiterer böser Beschwörer – und ein paar hasserfüllte Rebellen haben ihre Seelen finsternen Mächten verschrieben. Haben angefangen, sich als Night Rider zu bezeichnen. *Hexen* haben die Freigelassenen sie genannt. Es heißt, die ersten Klansmänner hätten Hörner gehabt und wie Bestien ausgesehen! Die Leute denken, das sei nur Neger-Aberglaube. Aber ein paar ehemalige Sklaven konnten *sehen*, was aus Forrest und diesen hasserfüllten Rebellen geworden war: Monster, wie diese Ku-Kluxer.

Befreite waren es, die geholfen haben, dem ersten Klan ein Ende zu setzen: Robert Smalls und seine Gruppe. Die Klansleute sind vielleicht ausgestorben, aber das Böse, das sie entfesselt hatten, lebte weiter: Farbige wurden ausgepeitscht und umgebracht, weil sie gewählt hatten, sie wurden aus der Regierung gedrängt, es waren ganze Massaker. Das alles hat Jim Crow etabliert – und es geißelt uns noch immer. Schwer zu sagen, wer den Krieg gewonnen und wer ihn verloren hat.

Einigen hat das jedenfalls nicht gereicht.

Thomas Dixons Vater hat zum ersten Klan gehört und ihm diese dunkle Hexerei beigebracht. Dixon Jr. hat seine Bücher als Beschwörungen geschrieben: Die Seelen der Leser sollten so den bösen Mächten ausgeliefert werden, um den Klan zurückzubringen. Mit Büchern erreicht man aber nie alle. Dann hat sich D. W. Griffith der Sache angenommen. Dixon und er schmiedeten Pläne und wandten eine neue Form der Magie auf die Bücher an: Sie machten einen Film daraus.

Als *Die Geburt der Nation* 1915 erschien, haben die Zeitungen nur davon geschwärmt, wie lebensnah der Film sei, so etwas habe noch niemand gesehen. Woche für Woche und Monat für Monat war er ausgebucht. Wurde dem Supreme Court gezeigt, dem Kongress, sogar im Weißen Haus. Weiße waren verrückt nach Filmen über weiße Männer mit schwarzer Schuhcreme, die Jagd auf weiße Mädchen machten. Weiße Frauen wurden auf ihren Sitzen ohnmächtig. Einmal soll ein weißer Mann eine Pistole gezogen und auf die Leinwand geschossen haben: Er habe »das blonde Fräulein vor dem verdammten Negerwüstling retten« wollen. Wenn dann die Klansmänner ritterlich auf ihren Pferden angaloppiert kommen, um alles in Ordnung zu bringen, dann drehen die Weißen völlig durch: »Wie Besessene«, schreiben Zeitungen, was ziemlich nahe an der Wahrheit ist. Die Beschwörung Dixons und Griffiths hat mehr Menschen erreicht, als es ein Buch je könnte.

Im selben Jahr sind Simmons und seine Kabale auf dem Stone Mountain zusammengekommen. *Die Geburt einer Nation* hat ihnen genug Seelen ausgeliefert, um die alten bösen Mächte aufzurühren. Im ganzen Land sind Weiße, die noch nicht mal von dem Klan gehört hatten, dem Bann des Films anheimgefallen. Er hat sie dazu

gekriegt zu glauben, dass die Klansmänner die wahren Helden des Südens seien und die Farbigen die Monster.

Es heißt ja immer, Gott sei gut. Anscheinend hat er auch was für Ironie übrig.

Wir verlassen jetzt die Innenstadt, fahren an gut gepflegten Anwesen auf der College Street vorüber und gelangen nach Pleasant Hill mit den eingeschossigen Farmen, den kleinen hell getünchten Shotgun-Häusern und den Heimen gut gestellter Neger. Befreite Leute siedeln in Pleasant Hill nahe der College Street, damit die Weißen ihre Köche und Mägde in der Nähe haben. Die haben ihre eigenen Anwälte, Ärzte und Lebensmittelhändler hier, was auch immer man möchte – so was wie ein abgesondertes Macon.

Aber immer noch keine Telegrafleitungen. Die Straßen sind ungepflastert, und der Packard wirbelt in der trockenen Julihitze Staub auf. Vor zwei Jahren ist Pleasant Hill schlichtweg das Wasser ausgegangen. Da konnten sie ihre Babys nicht baden, nicht kochen oder putzen. Zäh wie Sirup hat sich die Stadt im Januar darum gekümmert. Die kommen nur her, wenn irgendein Neger bei einer Sträflingskolonne ausreißt. Dann kommt die Polizei Macons auf Motorrädern reingefahren und kesselt alle ein.

Wir passieren einen Friedhof für Farbige, gelangen in eine lang gezogene Kurve und dann auf ein holpriges Straßenstück, das Sadie zu einigem Gemecker veranlasst. Nana Jeans Farm sieht beinahe verlassen aus: mit Feldern voller Büsche und Topfpflanzen. Sie ist nicht groß: ein Geschoss und ein schräges Dach, gehalten von vier Säulen, mit einem Schornstein aus Backsteinen und braunem Holz, das von der Sonne gebleicht und vom Regen gezeichnet ist. Nur die Vordertür sticht heraus: blassblau wie das Verandadach und die Fensterrahmen.

Chef hält den Packard an, und schon geht mir Sadie auf die Nerven, ich solle mich bewegen. Ich öffne nicht mal die Tür, bis jemand ein Gesicht aus der Scheune weiter hinten streckt. Durch eine Schweißbrille werden wir angestarrt. Es folgt ein Körper: eine Frau mit einer rußfleckigen Schweißerschürze über einem weißen Kleid. Sie rafft den Saum und verfällt in ihren schwarzen Schnürstiefeln in einen Laufschrift. Mein Gott, was kann diese Choctaw-Frau rennen! Als ich ausgestiegen bin, steht sie schon vor uns.

»Habt ihr's?«, japst sie und schiebt die getönte Brille nach oben.

»Dir auch einen guten Tag, Molly«, grüßt Chef und springt aus dem Wagen.

»Habt ihr es?«, fragt sie noch einmal, blickt uns aus ihrem runden Gesicht stirnrund an und baut sich zu ihren vollen anderthalb Metern auf. Mit einer behandschuhten Hand steckt sie sich graue Strähnen wieder unter die Haube, die ihr Haar bändigen soll. Molly Hogan ist so etwas wie eine Wissenschaftlerin. Und wenn man von ihr ausgeht, können die ganz schön hartnäckig sein.

»Hinten drin«, antworte ich. Sie folgt mir um den Wagen herum, wo Chef gerade das Verdeck anhebt. In dem Bett, zwischen zwei Baumwollballen, stehen große Glaskanister, die mit einer trüben Flüssigkeit gefüllt sind. Einer enthält den Kopf eines Ku-Klux, das zerstörte Gesicht gegen die Innenseite gedrückt. Ein anderer eine Hand, mit den langen Klauen und so. Ein dritter viel von einem Fuß.

»Ich hatte auf eine intakte Leiche gehofft«, sagt Molly und beäugt die Kanister, als wäre sie beim Fleischer.

»Du hast nichts, wo 'ne ganze Leiche reinpasst«, merke ich an.

»Sind sie wenigstens noch in ihrer inaktiven Phase?« *Inaktiv*. So nennt sie das, wenn die Ku-Kluxer so tun, als wären sie Menschen. Molly hat den Blick nicht. Für sie sehen die Sachen in der Flüssigkeit wie der Kopf, die Hände und der Fuß eines Menschen aus – und nicht nach einem Monster. Scheint sie nicht zu stören. Wissenschaftler sind eigenartig.

»Hat sich nicht ergeben«, sage ich. »Und gern geschehen! Wir sind fast draufgegangen, um die zu kriegen. Wir dachten, die wären hinüber, aber die sind einfach wieder aufgestanden, und zu dem Zeitpunkt waren sie ganz sicher nicht mehr *inaktiv*. Wir mussten richtig kämpfen!«

Sie blickt zu mir auf, als sähe sie erst jetzt, in welcher Verfassung ich bin. Sie kneift die Augen zusammen und bekommt winzige Krähenfüße. »Hat Cordys Bombe nicht funktioniert?«

»Mit meiner Bombe war alles bestens«, grollt Chef.

Molly sieht skeptisch aus. »Das Eisen und Silber darin hätte eigentlich reichen müssen ...«

»Ja, hätte es«, unterbricht sie Chef, »hat's aber nicht.«

Molly runzelt die Stirn, dann fordert sie uns auf, mit in die Scheune zu kommen. Vier Frauen laufen auf uns zu, alle wie sie gekleidet, aber jünger: eine in meinem Alter, eine andere etwa in Sadies, und wieder eine andere ist gerade erst 18 geworden. Molly fordert sie auf, die Kanister reinzutragen. Man braucht zwei, um einen anzuheben. Die Älteste, sie heißt Sarah, lässt ihr Ende fast fallen. Chef fängt es rasch auf, und sie errötet dankbar. Chef lässt ein Grinsen aufblitzen, und sie wird nur noch röter. Ich stoße ihr den Ellenbogen in die Rippen.

»Auu! Was denn?«

»Die Art von Schwierigkeiten können wir gar nicht gebrauchen.«

Chef keckert und sieht Sarah hinterher. »Die Hüften da machen doch keine Schwierigkeiten.«

Wir straffen uns, als Molly sich uns zuwendet. »Was ist mit der Baumwolle?«

Sadie, die oben auf einem Ballen sitzt, fischt eine Flasche heraus und fuchtelt verspielt damit herum.

»Whiskey!« Molly lacht. »Wie seid ihr da rangekommen?« Dann wird sie wieder ernst. »Tut mir leid, dass ich eben so grob war. Steh ein bisschen neben mir: drei Brennereien am Laufen, ganz zu schweigen von meiner anderen Arbeit.« Sie nickt zu dem Haus hin. »Geht schon mal rein und schnappt euch was zu essen. Ich ruf euch, wenn ich so weit bin.«

Sie geht wieder zu den Scheunen, und wir steuern aufs Haus zu. Auf dem Weg kommen wir an kleinen Bäumen mit tiefblauen Flaschen an den Ästen vorbei. Im heißen Sommerwind pfeifen sie schwach. Wie bei der Tür und dem Vordach soll das Blau Gespenster abwehren. Die Gullahs sagen, die Flaschen fangen böse Geister. Ich kann nicht erkennen, was das gegen Ku-Kluxer ausrichten soll, aber ich bin keine, die Nana Jeans Gebräuche infrage stellen würde. Von innen ist Klatschen und Singen zu hören. Die Tür ist nur angelehnt, und als wir sie aufstoßen, bietet sich uns ein Anblick, bei dem es einem den Atem verschlägt.

Gerade läuft ein Shout. In der Raummitte bewegen sich fünf Männer und Frauen – die